

www.e-rara.ch

Briefe aus dem Fernen Osten

Haffter, Elias

Frauenfeld, 1903

Kantonsbibliothek Thurgau

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-134913>

II.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

II.

Abschied von der „Emirne.“ — Zollfreuden. — Malayische Droschkiers. — Beim schweizerischen Konsulate. — Mein Gastfreund. — Chinesisches Hochzeitsfest. — Alt- und Neu-Batavia. — Badende Eingeborne. — Straßenpolizei. — Amoklaufen. — Freundliche Straßenbilder. — Chinesen in Batavia. — Holländisch-Indische Armee. — Ankunft in Rebon-Siri.

Bevor ich die „Emirne“ — wie ich hoffte, auf Nimmerwiedersehen — verließ, machte ich noch eine Abschiedsvisite bei den Deckpassagieren. Der Glückwunsch, welchen ich der Photographenfamilie auf ihre Weiterreise mitgab, kam mir — angezichts namentlich der zarten, lieblichen Kinder — wahrhaft vom Herzen. Die Frau hatte Tränen in den Augen; der Mann sah ungebeugt, fast trotzig kühn in die Zukunft, und meine kleinen Freunde waren außer sich vor Vergnügen und schlugen Purzelbäume. — Der nichtsnutzige, kleine braungelbe Sohn Savas ignorierte mich vollständig und gab mir keine Hand zum Abschiede; mit selbstbewußtem Stolze inspizierte er sein naheliegendes Vaterland und verachtete die weißen Kinder der gemäßigten Zone.

Nach vielem Drücken und Drängen hatte sich endlich alles Zweibeinige auf dem kleinen Dampfer placiert; derselbe war gespickt voll von Menschen, Koffern und Reiseutensilien aus Rotangeflecht und führte uns rasch dem Lande zu. Nach zirka viertelstündiger Fahrt bog er in einen auf beiden Seiten eingemauerten, tief ausgebagerten Kanal ein, welcher den Batavia durchströmenden Kali (Fluß) bis weit in das seichte Meer hinaus fortsetzt. Nur langsam fanden wir in der schmalen Wasserstraße unsern Weg zwischen den zahlreichen, schwer befrachteten chinesischen und javanischen Segelbooten, welche die Lasten der auf der Rhede liegenden

Schiffe aufs Trockene zu bringen haben. Nach rechts, resp. nach Westen grenzt der Kanal an eine grüne Wildnis; die durch Schlingpflanzen aller Art verslochtenen Sträucher und Palmen sind belebt von Eisvögeln, welche in den brillantesten Farben glänzen, und krummschnäbligen Möven und Nasgeiern; hie und da sonnt sich am Rande des Gebüsches eine riesige Schildkröte. — Endlich waren wir im Zollhaus und es begann die alte Geschichte der Zollinspektion (deren Wegfall mich in dem Freihafen von Singapore so angenehm berührt hatte), von dem Argusauge des Zolldieners, der — wenn nicht geschmiert — jedes Schächtelchen öffnet, jeden Kofferwinkel durchstöbert und hinter dem unschuldigsten Nachhemde einen Bund Zigarren oder gar Ziwelen vermutet. Endlich war ich außer Verdacht und kam mit meinem Handgepäck — vom Regen in die Traufe, von den holländischen Zollbeamten zu den malayischen Kutschern, die sich um meine Wenigkeit rissen, als ob ich ein englischer Lord wäre. Dieser Kampf ums Dasein wird in den Städten der fernsten Länder und Erdteile ebenso gut und in gleicher Weise gekämpft wie in den französischen oder italienischen Hafensplätzen. Ich wählte einen Dos-à-Dos, einen jener leichten, zweirädrigen Karren, in welchen der Passagier von hinten einzusteigen hat und dem vorne sitzenden Kutscher den Rücken kehrt. Da ich aufstieg, bevor der malayische „Zohann“ seinen Platz inne hatte und mir das Gleichgewicht hielt, wurde durch meine ganz respectable Körperlast die Deichsel so in die Höhe geschleudert, daß der kleine javanische Gaul verzweifelte Anstrengungen machen mußte, um auf dem Boden zu bleiben und ich auf ein Haar die staubige Straße geküßt hätte. — Mit dem Rücken voraus fuhr ich dann in dem zunächst am Meere gelegenen Geschäftsquartier Batavias ein und betrachtete das bunte Leben auf den Straßen und Kanälen,

bis mein Karren vor einer steinernen Häuserfront anhielt. Das weiße Kreuz im roten Feld winkte mir — über einem durch Arkaden halbverborgenen Tore — heimlich entgegen; ich ließ Pferd und Wagen stehen, rampte in fünf Sätzen die Treppe hinauf und betrat ein großes kaufmännisches Bureau, in welchem einige Herren buchstäblich im „Schweiß ihres Angesichtes“ über den Büchern saßen. Während meine Nase das Aroma der Zimmeratmosphäre in seine elementaren Bestandteile, Kaffee-, Zucker-, Zimmt- und Manillazigarrenduft zu zerlegen suchte, hörte das Ohr mit Entzücken echt „st. galler- und züridütsche“ Laute, und das Auge gewahrte auf einem Pulte einige Nummern des „Bund“. Der Händedruck unseres lebenswürdigen Konsuls, Herrn D. aus St. Gallen und seines Angestellten, Herrn K. aus Winterthur, war der erste freundliche Gruß, der mir südwärts vom Äquator zuteil wurde. Bald folgte ihm der zweite, nicht weniger herzliche: Durch ein Billet von meiner Ankunft benachrichtigt, trat wenige Minuten später Herr Z. aus Frauenfeld ins Zimmer und streckte mir von weitem seine Rechte entgegen. Wir hatten uns noch nie im Leben gesehen und begrüßten uns doch als alte Bekannte.

Ich hatte die Absicht gehabt, in einem der vielen Gasthöfe Batavias abzustiegen; allein mein Plan scheiterte an der gastfreundlichen Offerte des Herrn Z., „sein Haus als das meinige anzusehen.“ So bestiegen wir denn meinen vor dem schweizerischen Konsulate harrenden Dos-à-Dos und fuhren unter heimatischen Gesprächen dem neuen, europäischen Stadtteile zu. Im chinesischen Quartiere tönte uns aus dem Hofraume eines gewaltigen Privatgebäudes ein betäubender Lärm entgegen. Mein Begleiter unterrichtete mich, daß daselbst die Hochzeitsfeierlichkeiten eines reichen Chinesen stattfinden; seit drei Monaten schon dauere das

Lärmen und Jubilieren Tag und Nacht ununterbrochen fort, und das könne noch jetzt wochenlang so weiter gehen. Wir hielten an und traten ein. In dem weiten Hofe war ein buntes Gedränge. Eine chinesische Schauspielerbande manövrierte unter den erbärmlichen, ohrzerreißenden Seufzern einiger begleitenden Saiteninstrumente auf einer gedeckten hölzernen Bühne, die von einigen hundert Zuschauern umlagert war. Sogar auf dem Bühnenraum selber hatte sich ein Teil des Publikums mit Tabakspfeifen und Teemaschinen verstiegen, um den musikalisch-dramatischen Genuß aus erster Hand zu haben. Die phantastischen, überaus reichen Kostüms, die in raschem Wechsel gezeigt wurden, erregten meine Bewunderung im höchsten Grade; das Spiel selbst aber war für einen zivilisierten Menschen ungenießbar und bestand in einem fortwährenden Erscheinen und Verschwinden der absurd geschminkten Schauspieler; bald betraten sie die Bühne im Gänseschritt, mit gravitätischer Würde und Langsamkeit; bald schossen sie herum wie Berrückte und brüllten sich gegenseitig an, als ob sie sich auffressen wollten, machten überhaupt im Verein mit den Herren Musikanten einen so infernalischen Lärm, daß ich nicht begreife, wie jemand unter den Zuhörern Details ihrer Reden verstehen konnte. — Wenige Schritte von diesem Theaterplatze entfernt spielte — zur Erhöhung des Genußes — ebenfalls von einer Menge Volkes umlagert, eine miserable javanische Musikbande, bestehend aus einer Geige, zwei Klarinetten und acht Trompeten, beständig im strammsten Fortissimo und ohne sich je das geringste Piano zu Schulden kommen zu lassen. Den Klarinetlisten ging oft der Atem aus, die souveräne Violine pausierte sonst von Zeit zu Zeit ein wenig, nur die wackern Trompeter erlaubten sich keine Unterbrechung und tuteten im Nachschlag unverdrossen darauf los, auch wenn die Melodie fehlte, mit

einer Ausdauer, die mich schließlich fast zur Verzweiflung brachte. Daneben sah man im Hofe zerstreut Gruppen von reichgeschmückten Tänzerinnen verschiedenster Altersstufen, Gaukler, Verkäufer, Garlücken u. und dazwischen eine flotterende Menschenmenge, aus Chinesen und Malayo-Savannen zusammengesetzt. Vor der Mitte des Hauses, in lustiger Veranda, welche einen Überblick über den Hof gewährte, saß, müde vom Genießen und verdrossen, der junge reiche Chinese, umgeben von seinen Freunden und Schmeichlern, wie ein Fürst von seinem Hofstaate. Sein Blick ruhte blasirt und teilnahmslos auf dem bunten Treiben, und nur das Bewußtsein schien ihm einige Befriedigung zu gewähren, daß der ganze große Belustigungsapparat einzig und allein seinetwegen in Bewegung gesetzt sei. Durch die geöffneten Türen sah man das Innere des Hauses, in prunkvolle, mit schwerseidenen Draperien ausge Schlagene Räume, mit Kostbarkeiten, namentlich aus edlen Metallen, aus Elfenbein und Porzellan, zum Erdrücken angefüllt. Neben den wunderlichsten Erzeugnissen chinesischer Kunst, porzellanenen Drachen u. s. w., paradierten goldene Pariseruhren und böhmische Kristalleuchter. Der chinesische Krösus hat täglich tausend Gulden zu verzehren, ist aber noch lange nicht der reichste Bezopfte auf Java. In Samarang lebt z. B. ein chinesischer Kaufmann, dessen Vermögen auf sechzig Millionen holländische Gulden geschätzt wird. Und doch war sein Vater noch ein armer Straßenhausierer. Er soll hauptsächlich durch Opiumschmuggel reich geworden sein. In einer Nacht, während welcher er mehrere mit Opium befrachtete Dschunken (chinesische Segler) erwartete, ließ er ein ganzes Quartier von Samarang, das ihm gehörte, in Brand stecken, um das Auge der Polizei und die öffentliche Aufmerksamkeit von sich abzulenken, und während die heilige

Hernandad löschte und sich um ein paar hundert Bambushütten kümmerte, wanderten Millionen in Form des kostbaren Giftes in die Gewölbe des schlauen Brandstifters.

Halb betäubt von dem Lärm setzten wir uns in unsern Karren und fuhren weiter. Auf dieser Fahrt erhielt ich von vornherein einen interessanten Gesamteindruck der javanischen Hauptstadt, die wir in der Richtung von Norden nach Süden durchquerten, und von dem Leben und Treiben in seinen Straßen. Batavia ist die Kapitale der gesamten niederländisch-ostindischen Besitzungen, der Sitz des Generalgouverneurs und der Zentralpunkt des holländisch-asiatischen Handels. Anno 1610 wurde die Stadt von den Holländern gegründet; der dazu auserwählte Grund und Boden war ein ungesunder, großer Sumpf, ein Fieberpfuhl, den sogar die Eingebornen mieden, wofelbst aber gerade deshalb die niederländisch-ostindische Kompagnie relativ leicht und ungehindert Posto fassen konnte. Ursprünglich eine gut befestigte Stadt in holländischem Stile mit rechtwinklich sich schneidenden Straßen, vor deren Mauerwerken die Chinesen und Malayen in Vorstädten wohnten, wurde sie 1808 durch den Generalgouverneur Daendels vollständig umgestaltet. Die Befestigungswerke fielen, und um dem wahrhaft mörderischen Klima des sumpfigen Bodens zu entfliehen, wurde sechs Kilometer landeinwärts in höherer gesünderer Lage eine neue Stadt angelegt, das jetzige Weltevreden. Gegenwärtig besteht die Altstadt nur noch aus den Comptoirs und Lagerhäusern der Kaufleute und den Wohnungen von vielen tausend Chinesen und Eingebornen, während Regierungsgebäude, Kasernen und Privatwohnungen der Europäer alle in Weltevreden liegen. Des Morgens wandert die ganze Geschäftswelt theils per Eisenbahn und Dampftram, theils in eigener Equipage nach der alten Stadt, welche der Sitz des Handels geblieben ist;

abends aber verödet sie; die riesigen Comptoirs werden geschlossen; der Kaufmann fährt nach der Neustadt zurück und erholt sich in ihren wahrhaft herrlichen Gärten und Anlagen von der Unbill der Tagesarbeit.

Welches Ausruhen! Im leichten Nachtgewande liegt er bequem auf einem rotangeflochtenen Fauteuil der Veranda ausgestreckt und raucht seine Manilla. Mit dem Lärm des Tages kontrastiert wohlthätig die absolute Ruhe und Stille in der Natur, die nur hie und da durch das Geschrei eines vorbeisauenden Schwarms fliegender Hunde unterbrochen wird. Die Atmosphäre ist kühl und reiner als innerhalb der heißen Mauern der Geschäftsstadt, und jeder Luftzug bringt den Duft von Millionen Blüten.

Ganz Batavia ist von Kanälen durchzogen; ihnen parallel führen die Straßen, welche durch lange Reihen ehrwürdiger Waringinbäume beschattet sind. Viele der größeren Straßen Weltevredens überraschen durch ihre Schönheit; die Häuser liegen voneinander getrennt und lustig, wie das Klima es erfordert, in prächtigen Gärten; sie sind meistens ein-, höchstens und sehr selten zweistöckig, haben platte Dächer und reizende Veranden. Gegen die Straßen zu sind die Gärten mit schneeweißen, in Form und Größe übereinstimmenden, lustig durchbrochenen Mauern abgeschlossen. Alles glänzt in holländischer Keintlichkeit. Nur die Kanäle sind mit trüb-gelbem, träge dahinschleichendem Wasser gefüllt, welches die Auswurfstoffe der Stadt mit sich führt. Das hindert aber die Eingebornen nicht, tagtäglich in der Brüche zu baden; jederzeit und überall an der offenen Straße sieht man badende Männer, Weiber und Kinder. Die Erwachsenen verstehen es sehr geschickt, ohne alle Verletzung des Anstandes und mit gewisser Grazie vor den Augen allfälliger Zuschauer sich ihrer Kleidungsstücke zu entledigen. Sie tauchen dann mit dem nämlichen Behagen

in die trübe Sauce, wie unsereiner in kristallhelle Flut. Ja, man trinkt sogar männiglich von diesem Flußwasser, und die artesischen Brunnen, welche von der holländischen Regierung überall an den Straßen angebracht wurden und ein reines, wenn auch laues Wasser liefern, werden von den Eingebornen nicht benützt. Sie fürchten — abergläubisch wie sie sind — das künstlich dem Boden entnommene Wasser könnte ihnen Unheil bringen und ziehen die unappetitliche Fleischbrühe des heiligen Kali (Fluß) als Getränk vor.

Ab und zu sind an den Straßen Polizeistationen erstellt, kleine, weiße Steinhäuschen, welche je einen Eingebornen als Sicherheitswächter beherbergen. Die männlichen Bewohner der javanischen Kampong werden der Reihe nach und für je 24 Stunden zu diesem Dienste beordert. Zwei Gegenstände, welche in keinem dieser Wächthäuschen fehlen, sind:

1) Eine gewaltige, aus Bambusrohr gefertigte, dreizinkige Gabel, ähnlich einer großen Heugabel. Sie findet Verwendung bei der Verfolgung flüchtiger Verbrecher, Amokläufer (Erklärung folgt unten) u. Der so bewaffnete Sicherheitswächter sucht den Flüchtling damit aufzuspießen oder aber so lange gegen eine Mauer, einen Baum zu drücken, bis er von Herbeieilenden abgefaßt oder sonst unschädlich gemacht ist. Der praktische Wert dieses Instrumentes leuchtet ein: der Verfolgte kann damit festgehalten werden, ohne daß er im Stande ist, seinem immerhin auf Gabellänge von ihm entfernten Verfolger mit einer schneidenden Waffe (und andere dürfen die Eingebornen nicht tragen) beizukommen;

2) ein zirka 1½ Meter langes Stück eines ausgehöhlten Baustammes, das aufgehängt ist und als Alarmsignal verwendet wird. Ist nämlich öffentliche Gefahr vorhanden, z. B. durch einen Amokläufer, so schlagen die Polizisten mit Keulen auf diese hölzernen Zylinder; der dabei entstehende

dröhnende Ton wird weithin gehört, warnt die Nachbarschaft und zieht Hilfe herbei.

Das Amoklaufen ist eine eigenartige Erscheinung, die hauptsächlich bei den Malaien, aber auch in Vorder-Indien und zur Seltenheit sogar in Japan vorkommt. Es ereignet sich von Zeit zu Zeit, daß ein Fieberkranker, oder aber ein körperlich ganz gesunder Mensch, der durch Eiferjucht oder einen andern mächtigen Impuls in Affekt geriet, plötzlich die Herrschaft über seine Sinne verliert, in rasender Wut seinen Kriß (ein spitzes Messer, das jeder Savane im Gurte stecken hat) zieht, in wütendem Laufe, wie ein toller Hund, die Straßen durchrennt und alles Lebende, was ihm in den Weg kommt, niedersticht und mordet. Sein einziges Verlangen ist, Blut fließen zu sehen, und es kommt vor, daß ein solcher Amokläufer seine Familie, überhaupt seine unmittelbare Umgebung und eine beträchtliche Anzahl von Straßengängern hinmorden kann, bevor es gelingt, ihn einzufangen und unschädlich zu machen. Der Ruf „Amok“ ist einer der gräßlichsten, den man hören kann, und bringt augenblickliche Panik in das Straßenleben. Alles flüchtet und sucht sich seitwärts zu verbergen, denn der Rasende sieht weder rechts noch links, und nur was direkt in seinen Weg kommt fällt ihm zum Opfer. Endlich bricht er zusammen, immer noch tobend und schäumend, oder aber er zuckt an der Fanggabel eines Polizisten oder fällt unter den Messerstichen seiner Verfolger. Die Wut, mit welcher sich der Pöbel über diese unglücklich Verblendeten hermacht und sie zerfleischt, soll grauenhaft sein. Jedermann hat nicht nur das Recht, sondern im Interesse der öffentlichen Sicherheit sogar die Pflicht, einen Amokläufer niederzumachen. Der Vergleich mit einem tollen Hunde ist ein naheliegender. — Den Tag vor meiner Ankunft hatte, wie mir Herr Z. sagte, ein so beschriebenes, gräßliches Drama

auf den Straßen Batavias sich abgespielt, von dem er hatte Augenzeuge sein müssen. — Über das Wesen dieser grauenhaften Erscheinung erhielt ich nirgends Aufschluß; aber offenbar handelt es sich dabei um eine besondere Art von akuter Geistesstörung (Raserei), wie sie in anderer Form gelegentlich auch bei uns vorkommt und die bei den äußerst erregbaren, leidenschaftlichen, zum Fanatismus geneigten Gemütsanlagen der Bewohner Indiens ein ganz besonderes Gepräge annehmen muß.

Doch weg von diesen gräßlichen Szenen zu freundlicheren Straßenbildern. Da ist vor allem die javanische Frau, die unser Augenmerk auf sich zieht. Mit wahrhafter Hoheit, das Haupt stolz in den Nacken geworfen, schreitet sie einher, und auch das arme Weib in Lumpen gleicht an Gestalt, Haltung und Gang einer Suno. Die dichten, glänzend schwarzen Haare sind in einen einfach-schönen Knoten geschlungen; um die Hüfte liegt der bunte Sarong; den Oberkörper deckt eine Jacke oder ein bis zu den Knien reichendes Oberkleid aus leichtem Baumwollzeug, das vorn lose übereinandergelegt und mit einer Hand zusammengehalten wird. Die Füße sind unbedeckt und besorgen den Geh-Akt mit grazioser Elastizität. Es sei mir, dem Arzte, verziehen, wenn ich mich auch nach Hühneraugen umschaute; selbstverständlich fand ich keine, denn wo sollten die herkommen, wenn der Fuß in seiner Entwicklung nicht gehemmt und nicht durch die unglücklich-eleganten Schmalshuhe der Zivilisation bedrängt ist? Die Kleidung der Malayo-Javanin, wie man sie in Batavia sieht, ist eine durchaus geschmackvolle, schöne und anständige; auch das gestrenge, „züchtig-verschämte“ Auge des zivilisierten Europäers kann nichts daran aussetzen; und doch ist der Schönheit der weiblichen Formen in keiner Weise Eintrag getan, keine Wespentatzen, nichts von Stahl und Fischbein,

feine „Tournüre“, keine Stöcklistiefel mit schwungförmig nach vorne strebenden, zierlich hohen und schlanken Abjätzchen.

Mode, du einfältige, gefallsüchtige Dirne! Was sinnst du jahraus jahrein auf neuen Flitter und Tand? Was zwängst du das edle Ebenmaß des Körpers in unnatürliche Formen, anstatt die Kleidung dem Körper anzupassen? Geh nach Java und lerne, was wahrhaft schön ist. Kehre zurück zur Mutter Natur und laß sie deine Ratgeberin sein!

Ein reizendes Bild gewährt eine junge Mutter dort, die ihren zweijährigen Jungen mit sich herumträgt; der kleine, braungelbe Kerl, der nichts an seinem Körper hat als eine rote Mütze mit schwarzem Zottel (Fez), hängt, in einer Tuchschleife sitzend, an der Schulter der Mutter, deren eine Hüfte er rittlings mit den Beinchen umklammert, und schaut von seinem Sitze kühn und trotzig in die Welt hinaus. Zur Erhaltung des Gleichgewichts neigt die Frau ihren Oberkörper leicht nach der entgegengesetzten Seite, aber die Elastizität des Ganges wird dadurch in keiner Weise vermindert.

Der männliche Eingeborne trägt als Haupt- und oft einziges Bekleidungs mittel auch den Sarong; oft steckt der Oberkörper in einem Kittel und die Beine in eng anliegenden Hosen, in welchem Falle dann auch der Sarong als Gurt um die Hüfte gerollt ist. Die langen Haare sind unter wannen- oder kegelförmigen Kiezenhüten aus Bambus oder Stroh verborgen, oder es wird der Kopf mit einem Baumwolltuche turbanartig umwunden. Man sieht die Männer meist geschäftig, oft mit schweren Lasten, auf den Straßen hin und her rennen; sie tragen dieselben an langen Bambusstäben aufgehängt über den Schultern und leisten darin Erstaunliches. Die Arme haben bei dieser Beschäftigung gar nichts zu tun; die Belastung trifft nur den Kumpf und die Beine, und dem entsprechend sieht man die Mehrzahl

der Eingebornen mit strammen Waden, muskulösem Körper, aber — erbärmlich dünnen und lotterigen Armen.

Ein wichtiges Element im Straßenleben von Batavia ist der Chineser, der in allen Rangstufen vom Millionär bis zum gemeinen Kuli angetroffen wird. Den Sohn des himmlischen Reiches erkennt man vor allem an dem nie fehlenden Zopfe. Der vornehme Chineser trägt elegante, moderne Bekleidung, eine kurze, seidene Jacke und — einen europäischen Hut, unter welchem der Zopf hie und da aufgerollt verborgen liegt. Die Füße stecken in seidenen Strümpfen und tragen die bequem-weichen, dicksohligen Filzschuhe in Pantoffelform, die sehr hübsch aussehen. Von zehn Fingern sind womöglich neun mit goldenen, brillantblitzenden Ringen besetzt; vier breite Goldreifen an einem Finger sind keine Seltenheit; in der Seitentasche der seidenen Jacke ruht, an schwergoldener Kette um den Hals geschlungen, eine kostbare Uhr. Der junge, reiche Chineser ist ein Stutzer erster Klasse und weiß mit seinem Zopfe ebenso gut zu kokettieren, wie ein „Zardelieutenant“ mit seinem Galadegen oder ein Pariser Pflastertreter mit dem dünnen Spazierstöckchen.

Wie überall außerhalb ihres Reiches sind die Chinesen auch in Java nur geduldet, keineswegs beliebt. Sie sind die Blutsauger des Landes, die Bucherer, die manchen um Hab und Gut bringen; der Kleinhandel ist ganz in ihren Händen; daneben verschmähen sie aber auch die geringste Arbeit nicht, wenn sie etwas einträgt. Verschämtheit und eine Zudringlichkeit, die, vorn hinausgeworfen, hinten wieder hineinkriecht, sind fernere Charaktereigenschaften des Chinesen. Kurzum, der Schlag Leute kam mir ziemlich bekannt vor.

Unter den Fußgängern des Landes wird selten ein Europäer angetroffen; die „Herren des Landes“ ziehen es vor, zu fahren; viele in eleganten Viktoriawagen, auf dem Boock

einen malayischen Kutscher, hinten einen Jungen, welcher beim Anhalten zum Öffnen und Schließen des Schlages bereit steht.

Unterdessen hatten wir, dank der schweißtriefenden Bemühungen unseres kleinen javanischen Gaules, den Königsplein erreicht. Es ist dies eine ungeheure quadratische Ebene, zirka eine Stunde im Umfang haltend und inmitten der neuen, europäischen Stadt gelegen. Der sonst mit Gras bewachsene Platz war wie ausgebrannt, die ausgetrocknete Erde in tiefe Risse geborsten, und noch immer lagerte die sengende Sonnenglut über dem schattenlosen Plane, und es konnte noch Monate dauern, bis der erste Regen fiel. Die holländisch-indische Kavallerie manövierte eben in dieser Glühitze, d. h. es tummelten sich acht kleine, unansehnliche Reiter, Eingeborne, mit vorjündflutlichen Tschakos und einer lotternden Uniform, scheinbar planlos herum, kontrolliert von einem europäischen Unteroffizier, der etwas besser ausjah. Die Nähe des Urwaldes mag schuld sein, daß ich angesichts der berittenen Soldateska an eine Gesellschaft verkleideter Affen auf Zirkuspferden dachte.

Die holländische Armee zählt 30,000 Mann, wovon sich ein Drittel aus Europäern rekrutiert; die übrigen zwei Dritteile sind Eingeborne, die barfuß gehend, in ihren Uniformen so häßlich und unmillitärisch wie möglich aussehen. Wer sich angesichts dieser „Dächlikappenmänner“ des Lachens erwehren kann, muß Melancholiker sein. — Die Anwerbung der europäischen Soldaten macht der holländischen Regierung von Jahr zu Jahr mehr Schwierigkeiten. Allerdings ist das Handgeld ein großes; aber die Anforderungen, vor allem die klimatischen, sind so ungeheuerliche, daß die Angeworbenen — kaum in Ostindien — sich bald als Geprellte erachten und keinen sehnlischeren Wunsch hegen, als den, aus dem

Ding wieder herauszukommen. Das geht aber nicht leicht; viele Prozente, ja die meisten, erliegen den Fiebern; viele Prozente fallen in dem endlosen Kriege mit Atschin; wenige kehren wieder heim und unter diesen die Mehrzahl mit siechem Körper.

Unsere Landsleute stellen leider in die holländisch-indische Armee immer noch ein bedeutendes Kontingent. Doch hat der jährliche Zuwachs abgenommen; im Jahre 1882 waren es, wie mir Herr Konsul D. mittheilte, nur noch 54, die sich anwerben ließen. Jammerbriefe von Eltern, die ihre Söhne zurück haben wollen, sind nicht selten; aber die flehentlichste Bitte nützt nichts, wenn der Brief nicht 2500 Fr. wert ist. So oft ich Gelegenheit hatte, im Innern Javas mit Schweizern in holländischer Uniform zusammenzukommen, machten sie mir den Eindruck unglücklicher Verkaufster, und ich halte es für meine Pflicht, vor dem Köder des holländischen Handgeldes zu warnen, wo ich Gelegenheit dazu finde. Bittere Enttäuschungen, schmerzliche Reue, die sich in vielen Fällen zur Verzweiflung steigert, sind die Rehrseite desselben.

Die holländische Regierung erlaubt den Soldaten, sich in den Kasernen ihre Kebsweiber zu halten; allfälligen Würmern ist als Schlafstätte der Platz unter den Betten angewiesen. — Ich überlasse es dem Leser, sich ein Bild von der Disziplin und dem Leben in solchen Kasernen zu entwerfen und beschränke mich darauf, zu sagen, daß ich dieses Institut nicht nur vom moralischen, sondern auch vom hygienischen und militärischen Standpunkte aus verabscheuen lernte. Man wendet allerdings ein, die Verhältnisse seien dort andere; das Weib, das den Soldaten begleite, im Krieg wie im Frieden, sei für ihn von großem Nutzen; wenn er abends müde in die Kaserne oder ins Lager komme, finde er seinen Reis gekocht; die Reinigung der Kleider und der

Waffen werde ihm abgenommen u. s. w. Ich entgegne aber: Die Engländer kennen diese Wirtschaft auch nicht und haben eine ganz andere Disziplin in ihrer indischen Armee als die Holländer und auch andere Kriegstaten aufzuweisen. — Ist es doch in Samarang (Java) vorgekommen, daß eine Abteilung Fußsoldaten, die sich zum Feldzug gegen Atschin einschiffen sollte, am Einschiffungsplatze erklärte: Wir gehen nur, wenn unsere Weiber auch mitdürfen. Es nützte alles nichts; die Weiber mußten in gehöriger Anzahl herbeigeschafft werden, und die stramme Truppe ging „mit Familie“ an Bord.

Rings um den Koningsplein führt eine breite, mit Warin-ginbäumen eingefasste Straße; an ihr liegen die schönsten öffentlichen und privaten Gebäude, so auch der Palast des Gouverneurs, das Museum und ein Kranz herrlicher Gärten. Wir bogten in eine Seitenstraße ein, die mit Kebon-Siri bezeichnet war; noch einige Minuten und wir hielten vor einem freundlichen, inmitten eines Gartens gelegenen steinernen Hause mit großer, offener Veranda längs der ganzen Fassade. „Mer send diheim“, sagte mein freundlicher Begleiter und verschwand, die Herrin des Hauses zu holen. Unterdessen legte ich mich in einen geflochtenen Rohrstuhl und ließ meine Augen über die nächste Umgebung streifen. Sie konnte mich vergessen machen, daß ich einige tausend Stunden von der Heimat entfernt sei; denn an den Wänden hingen lauter bekannte Bilder, und in der Mitte prangte eine prächtige Arbeit aus dünnen Blumen von der Hand eines ehrwürdigen Mannes, den ich daheim alltäglich gesehen hatte. Was mir das fremde Land signalisierte, war einzig eine Anzahl Gekkonen, große Eidechsen von molchähnlicher plumper Form, welche ungeniert zwischen den Porträts an der weißen Diele herumspazierten und mich, den Fremdling, anzuglöhen schienen.